

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 49.

Mittwoch, 27. Februar.

1929.

(15. Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

Roman von Else Wibel.

(Nachdruck verboten.)

Wie Benita in ihr Ankleidezimmer kam, stürzte ihr das Mädchen entgegen. Tio war eine Strandestlin, stark und blond.

„Sie werden Indrit ins Gefängnis werfen, gnädige Frau . . . Ich habe ihn nie so zornig gesehen wie vorher, als er bei mir war. Er schrie, vom gnädigen Herrn wolle er alles wissen. Und wenn der ihm nicht die Wahrheit sage . . . Oh, er war so böse! — Wie irrsinnig ist er gewesen, als er eben weglief . . . Ich habe es doch nicht gewollt . . . Ich habe mich so gewehrt gegen den gnädigen Herrn . . .! Und jetzt sagen sie, Indrit sei auf den Herrn losgegangen . . . Da habe der ihn geschlagen . . . Sie werden Indrit hängen.“

Benita stand aufrecht, zwang alles in rasender Angst Herausgewühlte vor dem Mädchen nieder. Sie sprach mit ihr, ruhig, voll Gelassenheit in Worten und Gebärden . . .

Und dachte doch immer nur: „Heimaterde . . . liebe liebe Heimaterde, du sollst mich tragen . . . Du darfst nicht wanken unter meinen Füßen . . . du nicht . . .“

„Es wird Indrit nichts geschehen. Ich verspreche es dir“, tröstete sie die Schluchzende. Aber dann wandte sie sich dem Fenster zu, ehe Tio ihre Hand nehmen und an die Lippen ziehen konnte.

Damals rissen die goldenen Nebel, und die kinderjunge Benita Mironow wurde sich ihrer geheimen Kräfte bewußt. Wohl . . . Kräfte sind da, um geübt zu werden. Es fand sich überreiche Gelegenheit dazu.

Noch war Glück mit Benita Mironow.

Es kamen die Kinder, die sie alles andere vergessen ließen. Das äußere Leben nahm seinen Fortgang, beladen mit Glanz und dem Wechsel bunter Bilder. Sie wuchs in geliebte Pflichten hinein . . .

Dann stürzte in der gigantischen Katastrophe des Krieges und seiner Folgen auch alles, was ihr unverrückbar erschienen.

Benita Mironows Stirn gräbt sich wühlend in die Kühle des harten Polsterkissens, auf dem sie liegt . . .

Ah, nicht das ist es, was sie zerbrach . . . Nicht das, was Tausende mit ihr in streng zusammengefaßter Kraft trugen, als es galt, hindurchzugehen. — Nicht das ist es gewesen . . .

Aber sie wollte nicht daran glauben . . . nein, sie wehrte sich wie eine Verzweifelte gegen die Erkenntnis: daß mit dem sicheren Halt, den Stellung und Lebensbasis Kolyas geschenkt hatten, zugleich auch alles von ihm abfallen sollte, was sie an ihrem Mann geliebt.

Jetzt weiß sie es: alles konnte man vergessen, überall sich wieder zurechtfinden in der Welt, die Glanz und Licht verloren. Aber nie wird sie auszulöschen sein, diese eine Nacht, niemals diese wilde Flucht durch knirschenden Schnee, deren Male sich nicht nur tief in die Hände gegraben haben.

Nie, außer wenn Kolya Mironow selbst diesen zerstörenden Erinnerungen ein Ende macht.

In einem matten, verlöschenden Perlgrau liegt der See. Silberwolkig spinnt Dunst darüber her. Die Berge, düster blau, wie aufsteigende Gewitterwolken, reden sich zur Höhe eines stählernen Himmels.

„Was für traurige, drohende Farben.“

Benita Mironow läßt die Hände mit dem hauchdünnen Wäschestück sinken. Sie arbeitet vieler solcher seiner tülldurchstickter Zartheiten, nach dem Muster der eigenen Wäsche . . .

Drei . . . vier Stücke der handgestickten Seidenfahnen fanden sich noch unter den Dingen, die man hastig in die Taschen geworfen hatte, die sie auf der Flucht begleiteten. Sie sind von unschätzbarem Werte geworden, denn ein elegantes Luxusgeschäft in der Stadt nimmt ihr die Kopien ab. Davon bestreitet Benita den kleinen Haushalt im wesentlichen . . .

Sep Sollern, der, ein paar Schritt von ihr entfernt, vor seiner Staffelei steht, tritt zurück und kneift prüfend die Augen zusammen.

„Aufwühende Farben . . . nicht wahr? — Bleibt es bei Ihrer Abreise zu Ihren Verwandten?“

„Ich denke — ja. Jasper Bezingen schrieb noch einmal. Sehr dringlich. Es paßt auch sonst sehr gut. Mein Mann hat eine Einladung zu einer großen Autotour in Tirol bekommen. Und für Konstanze ist der Luftwechsel ein Glück nach dem letzten schlimmen Anfall.“

„Es hat keinerlei Spuren bei ihr hinterlassen. Hören Sie doch! Sie tobt schon wieder sehr lebendig dort drüben herum und quält ihre Schwester . . .“

Es klingt etwas kurz.

„Ja, man muß Konstanze dauernd beschäftigen. Ich fürchte mich etwas vor der langen Reise mit ihr.“

Er schweigt und malt weiter. Dennoch fühlt Benita das Anbränden geheimer Wellen. Sie sieht über ihre Arbeit gebeugt.

„Kommen Sie doch mit“, sagt sie plötzlich laut und meint, es sei unmöglich, daß sie selbst es ausgesprochen habe . . .

Er hebt den Kopf, sieht sie an.

„Ich weiß das heute noch nicht. Bitte verzeihen Sie, Benita Mironow. Ich gebe keine langfristigen Versprechungen. Die Erfahrung lehrt, daß ich sie doch meist nicht halten kann.“

Vögel schreien vor dem silbernen Gemöhl. Es klingt unerträglich laut. Will Sep Sollern sie quälen, um an ihr zu rütteln?

Benita Mironow steht rasch auf. „Ich werde für Tee sorgen. Kolya kommt jeden Augenblick vom See.“

Drüben legt Sep Sollern Pinsel und Palette ins Gras.

„Sie reisen und lassen mich allein, Benita . . . Aber ich werde warten. Ich warte . . . alles wird reif zu seiner Zeit. Alles. Glauben Sie mir, Sie müssen versuchen, es so einzurichten, daß Sie zu Johanni wieder zurück sind. Dann brennen auf den Bergen die Feuer. Da müssen wir zusammen hinauf.“

In seiner Stimme ist wieder das Bezwingende, das sie ohne Willen sein läßt . . .

„Sicher sind wir zu Johanni wieder hier. Ob ich mit Ihnen in die Berge gehen werde . . . ich meine, das läßt sich heute noch nicht festlegen.“

„Festlegen? . . . Ich denke nicht daran . . . Dennoch glaube ich, daß wir zusammen droben sein werden. — Am Abend von Johanni. Ich warte darauf, Benita . . . auch darauf . . .“

„Und will ich legen zwischen dich und mich, viel

Land. Vielleicht werde ich nicht zurückkommen. Ja, wenn es geht, komme ich nicht mehr zurück. Irgendwo dort oben im Norden muß ein Winkel sein, in dem man sich verkriechen kann vor sich selbst."

Benita Mironow achtet nicht darauf, daß ihre zuckenden Finger, die sich um das feine Gewebe legen, den Stoff zertrennen. Sie geht rasch zu dem kleinen Steg, dem sich eben ein schwerer Fiskerlahn nähert.

"Kolha ... Kolha", ruft sie.

„Wäre ihr Mann nicht so außerordentlich mit sich selbst beschäftigt, der Ton müßte ihn aufhören lassen, so sehr ist diese Stimme, die seinen Namen immer wieder ruft, voll der Schwingungen früherer Tage. Aber er nimmt sich kaum die Zeit, das Boot festzumachen. Er muß sich sichtlich bemühen, ein wenig äußere Haltung zu bewahren.“

„Benita, denke, was ich eben erlebt habe ... Vielleicht ist alles auch nur ein Fieberanfall ... Anstreckung von Konstanze ... Denn es ist ja Unsinn ...! Am hellen Tage ... Ein Boot mitten auf dem See, das meine umkreist. In Bogen, die sich immer enger ziehen. Ein Kerl darin ... Schwarze Gürtelbluse, schwarze Kniehosen, die in hohen Stiefeln stecken ... ein roter Schal ... Hier — in Deutschland! Und das Gesicht des Indrit unter einer flachen, kleinen Mütze ... Der Kerl glück wirklich Indrit ...“

Es schüttelt ihn. Die Worte überstürzen sich. „Am klaren Tag, Benita ... oder nein, klar war es nicht eigentlich. Der Dunst wurde dichter, und aus dem Gebrodel heraus tauchte immer wieder das Boot mit dem Menschen auf, der ausah wie Indrit ... Gib mir doch bitte eine Tasse Tee. Ich fühle mich wenig wohl ... Ah, guten Abend, Herr Sollern. Solche Erlebnisse ... Halluzinationen? Glauben Sie an Übersinnliches?“

„An die viel erwähnten Dinge zwischen Himmel und So weiter? Ich habe mich nie darüber besonnen. Mir genügt das Sinnensfällige vollkommen.“

„Bist du nicht auf das Boot los, um dich davon zu überzeugen, wer es war, der dich ... der dich so umkreiste?“

Benita Mironow hat den Kopf aufhöhnend erhoben.

„Auf den Kerl los? Nein. Wozu? Er interessierte mich nicht. Irgendein verführter Sommergast, dem es Spaß machte, sich russisch zu geben ... Denn es war noch etwas vollkommen Berrücktes. Der Mensch sang. Benita ... Das Lied der Barkenschlepper.“

Kolha Mironow singt die erstickte Klage, in die alle ohnmächtige und dumpfe Qual der Menschheit gebannt scheint.

Antwortend kommt das letzte Liedende über die Wasser.

Kolha Mironows Hand umfaßt den Arm seiner Frau. „Hörst du das? Du auch?“ Sein Unterkiefer klappt herunter.

„Ja, Kolha ... was wissen wir von den Dingen um uns? — Und wenn es wirklich Indrit wäre?“

Auf Benita Mironows Zügen liegt ungeheure Spannung wie eingefroren. Aber das sieht ihr Mann nicht. Er geht erregt hin und her.

Jetzt bleibt er stehen, entsetzt, ungläubig.

„Wenn es ... wenn Indrit? ... Ich bitte dich, Benita, wech trivialer Scherz. Weist du, was dann wäre: dann müßten wir sogleich fort von hier. So weit es ginge, denn niemand könnte uns vor ihm schützen. Niemand ... verstehst du?“ sagt Kolha heiser.

„Nein. Ich verstehe gar nichts. Einer könnte uns schützen vor ihm: du.“

„Ich?“ — — Kolha Mironow hebt beschwörend die Hände: „Womit, Benita? Was sind das für abenteuerliche Ideen? Soll ich mich mit ihm schließen ... oder wie denkst du dir das?“

„Vor wem brauchen Sie Schutz? Vor dem Sänger dort im Nebel?“ Sep Sollern kommt vom Ufer herüber. „Er hat übrigens einen guten Tenor. Ich hätte ihn ganz gerne noch einmal gehört. Soll ich ihn holen? Ich bin bereit dazu. Mir ist äußerst rauschig zu Mute.“

Er streift lachend die Ärmel der dicken, grauen

Lodenjoppe hoch. „Also ich werde ihn hierher schleppen zum Gericht.“

„Sie bleiben! — Pardon, Herr Sollern ... das war natürlich nur Scherz ...“

Kolha Mironow lacht sonderbar lang, anhaltend. „Also das Lied — — Hören Sie es einmal wirklich singen ...? Wer es hört, vergißt es nie. Wut ist darin und Schmerz, als solle man daran sterben ... Ich werde versuchen, es wieder in mein Gedächtnis zu bringen. Ich will mein Instrument zur Begleitung holen. Du gestattest, Benita. Ich bin sofort wieder zurück.“

Kolha Mironow geht langsam zum Hause. Manchmal wendet er mit einer halben Drehung den Kopf nach dem See zu.

An dem Holztisch, der mit einer roten Bank unter dem Nussbaum angebracht ist, lehnt Benita. Sie sieht ihrem Mann nach, unbeugsam, ohne Mitleid, ohne auch nur einen Schein von Wärme mehr in ihrem Ausdruck zu haben.

Sep Sollern steht neben ihr ... Hat seine Hand sie berührt ...?

„Reise nicht, Benita ... Laß mich nicht allein ...“ Seine Stimme zerbricht.

Ganz langsam wendet sie sich ihm zu. Ihre Augen sind geschlossen. Ihre Lider nur zittern. Lider, die wie Schatten auf der bronzernen Haut des Gesichtes liegen.

Er muß sie in die Arme reißen. Es ist ihm vollkommen gleichgültig, was nachher geschieht.

Aber nun öffnet sie die Augen. Sieht ihn an. Zum ersten Male ist es, als ob hemmungslos Gewordenes aus ihnen spreche. Ein Wahsein, das Glück spenden will.

Ihre Blide sind wie ertrunken in einander. Sep Sollern rührt sich nicht.

„Alles in Ordnung hier? Ja? ... Bekomme ich wohl bald meinen Tee ...? Ich fühle mich tatsächlich elend. Verzeih, daß ich solange weggelie. Es waren an meinem Instrument ein paar Saiten gesprungen. Die mußten erst wieder gebrauchsfähig gemacht werden.“

Da ist Kolha und mit ihm das kleine, enge Leben. Und von der andern Seite des Hauses kommt Anna-Dorothee, ein vollbepacktes Teebrett in Händen, das ihr Sep Sollern abnimmt. Dann sitzen sie um den Tisch und alle sind, wie sie immer waren: korrekt, lebenswürdig, in angeregten Gesprächen.

Und Benita freut sich heute an den Erzählungen ihrer Kinder so herzlich, daß sich Anna-Dorothee plötzlich zu ihr hinüberbeugen und sie in den Nacken küssen muß.

Darüber lachen alle sehr ... alle, außer Sep Sollern, der einen alten Keks, den er gerade in der Hand hält, zu Staub zerdrückt. (Fortf. folgt.)

Gejesselter Strom.

Gleitendes Eis begann sich zu stellen.
Krachend und donnernd, wütend und wild
Bogen sich Blöde gefrorener Wellen
Zu einem glibbernden, gleitenden Schild.

Setzten sich tiefer, türmten sich weiter,
Schluderten die Fläche Stromauf und Stromein,
Pacten die letzte noch offene Spalte,
Harschten sie zu und hüllten sie ein.

Heute — so hüben wie drüben und dorten
Berge zermalmt, zerfetzter Gewalt,
Kräfte der Urmacht, gehemmt und geschichtet,
Zackiger Scherben zerfällige Gestalt.

Schweigen und Stille wo sonst die Geräusche
Schaffenden Wertes und tätiger Gast,
Lide, verlassen die feiernden Röhne,
Milde zerflattert der Himmel am Mast.

Schweigen — nur manchmal erklingt aus der Tiefe
dumpe und verhasst ein düsterer Ton.
Redt sich der Kiese, brüht er Rache?
Brüllt er aus Klage, brüllt er aus Dohn?

Johannes Heinrich Braach.

Die Rache des Banditen.

Von Hugo v. Koller.

„Effendim, möge Ihr Morgen ein glücklicher sein“, begrüßte mich eines Morgens, als ich aus dem Wohnhause meines in der Dobrudschka gelegenen Gutes auf den Hof trat, ein nicht mehr junger Türke, der mir gänzlich unbekannt war. Ich erwiderte den Gruß und fragte: „Was wünschst du?“ — „Effendim“, antwortete der Mann, der unter dem roten Fes scheinbar einen Verband trug, „ich möchte bei Ihnen einen Dienst annehmen.“ Dieses Angebot erschien mir sonderbar; der Mann machte einen nicht einwandfreien Eindruck. — „Als was denn?“ fragte ich. — „Als Feldwächter.“ — „Den brauche ich nicht“, wies ich ihn ab. — „Verzeihung, Effendim, Sie brauchen doch einen Feldwächter, der besonders nachts Ihre Grenzen schützt gegen Herden, die auf Ihre Steppen übertreten, um das frische Gras abzuweiden“, beharrte der Türke. — „Ich revidiere auch nachts meine Weiden selbst“, entgegnete ich, „brauche dazu keinen Fremden.“ Der Mann ließ sich nicht abschütteln, er bestand auf seiner Bitte mit einer Zähigkeit, die mein Mißtrauen erregte. „Wenn ich bei Ihnen im Dienst bin, können Sie ruhig schlafen“, fuhr er fort, „ich beschütze Ihnen Haus, Hof und Feld.“ Dieser Türke bot seine Dienste gewiß nicht nur an, um Lohn und Brot zu haben, er verfolgte wohl irgend einen anderen Zweck. Die Sache fing an, mich zu interessieren, ich wollte hinter das Geheimnis kommen, das ihn hierherführte. „Wie heißt du?“ fragte ich. — „Mustafa.“ Das sagte mir gar nichts, Mustafa hieß jeder dritte Türke in Bulgarien. „Wo bist du her?“ — „Effendim, meine Heimat ist weit von hier, Sie werden die Gegend nicht kennen.“ Ist mir ja auch ganz gleichgültig, dachte ich. „Wie alt bist du?“ — „Das weiß ich nicht“, lautete die Antwort, „aber sehen Sie her, mein Haar beginnt schon grau zu werden.“ Dabei küßte er den roten Fes, so daß der Verband sichtbar wurde, den er schnell wieder verdeckte. Der Kerl hatte zweifellos schon manches hinter sich und vielleicht noch etwas Besonderes vor sich, wozu der Dienst bei mir ihm als Sprungbrett dienen sollte. „Mustafa, komm mal hierher und setze dich neben mich auf die Bank.“ Wir waren im Vorgarten meines Hauses. „Nun höre mal“, begann ich wieder. „Ich wäre nicht abgeneigt, dich in meine Dienste zu nehmen, ich muß aber wissen, mit wem ich es zu tun habe. Offengestanden, siehst du mir etwas verdächtig aus.“ Mustafa verzog sein dunkles, von Runzeln durchfurchtes Gesicht zu einem breiten Lächeln. „Allah möge Ihnen die scharfen Augen erhalten“, murmelte er. „Na, also heraus mit der Wahrheit! Wer bist du? Und was hast du für Absichten?“ Mustafa seufzte tief, gab sich einen Ruck und, nachdem er einen scheuen Blick in die Runde geworfen, begann er mit gedämpfter Stimme: „Effendim, Sie kennen mich nicht, aber ich kenne Sie! Sie sind ein Deutscher! Vor zwei oder drei Jahren waren Sie noch bulgarischer Offizier und haben mit Ihren Soldaten hier in der Dobrudschka die Räuberbanden verfolgt, ich —“ „Mensch“, unterbrach ich ihn auflachend, „du bist ein Räuber!“ — „Gewiß Effendim, haïdud idim.“ („Ja, Herr, ich war ein Räuber!“), kam es leise über die eingesogenen Lippen. — „Und jetzt nicht mehr?“ — „Nein, Effendim.“ — „Warum denn nicht? Blüht das Geschäft nicht mehr?“ — „Effendim, ich habe drei Jahre lang mein Leben aufs Spiel gesetzt, und nichts, aber auch gar nichts davon gehabt. Da bin ich schließlich heimlich ausgerückt, aber sie haben mich wieder eingefangen und wollten mich natürlich umbringen. Allah hat mich durch ein Wunder aus ihren Händen gerettet. In der Höhle im Batowa, wo wir im Sommer hausten, haben sie einen eisernen Ring von unserem kleinen Kochofen glühend gemacht und mir auf den Kopf gedrückt. Ich verlor das Bewußtsein, und als ich wieder zu mir kam, sah ich mich allein. Wahrscheinlich war gerade ein Alarmzeichen gegeben worden, und die ganze Bande war geflohen. Ich schlüpfte mich in den Wald hinein und habe mich dort tagelang versteckt gehalten.“ Mustafa nahm den Verband ab und zeigte mir den haarlosen, wunden Kranz rund um seinen Kopf herum, den der heiße Ring gebrannt hatte. Der arme Kerl tat mir leid, aber ich wußte immer noch nicht, was er nun eigentlich wollte. Nach langem Zureden gab Mustafa seine Zurückhaltung auf und sagte: „Effendim, Sie wissen, daß wir Muselmanen in Bulgarien keine Waffen tragen dürfen. Mit der Legitimation als Ihr Feldwächter dürfte ich ein Gewehr tragen. Deshalb bitte ich Sie, mich als Feldwächter anzustellen.“ — „Ah, so?“ rief ich aus, „also nur ein Gewehr möchtest du haben; deshalb diese ganze Komödie.“ — „Effendim“, fiel Mustafa lebhaft ein, „ich schwöre, daß ich Ihnen treu dienen werde, Haus und Hof hüten und von Ihren Feldern und Wäldern alle schlechten Menschen fern halten will.“ — „Gut, Mustafa. Aber wo sind denn hier schlechte Menschen?“ — „Effendim, dahinten durch Ihren großen Wald führt ein geheimer Fußweg, den

die Mitglieder der Räuberbande nachts benutzen, um nach Dobritsch zu gelangen, wo sie einzeln hingehen und Lebensmittel einholen.“ — „So, so? Ist das vielleicht die Bande, der auch du angehört hast?“ Mustafa verzog wieder sein Gesicht zu häßlichem Lächeln, antwortete aber nicht. Da sagte ich sehr ernst: „Alter Freund, wenn ich dich als Feldwächter anstellen würde, so täte ich dies nur, um dir zu helfen. Deine Freundschaften und deine Feindschaften gehen mich gar nichts an, und ich wünsche, unter keinen Umständen durch dich in Angelegenheiten zu kommen.“ — „Effendim“, fiel Mustafa erregt ein, „Sie haben doch selbst gegen uns — gegen Räuber gekämpft, sie angeschossen, oder sie aufgehängt, wo Sie sie fanden. Wollen Sie jetzt diese Kerle ungefährdet auf Ihrem Grund und Boden dulden?“ — „So lange ich nichts von ihnen höre und sehe, will ich mich mit ihnen auch nicht befassen. Für mich kommt du nur als mein Feldwächter in Betracht. Du hast nicht den Auftrag, irgend etwas gegen Räuber zu unternehmen, so lange sie mich und mein Eigentum respektieren. Hast du mich verstanden?“ — „Ja, wohl, Effendim.“ — „Willst du mir ein treuer Diener und Wächter sein, dein Leben für mich einsetzen? Allah itschün?“ (Der türkische Schwur, so viel wie: „Ich schwöre es bei Gott.“) Ich streckte ihm die Hand entgegen, Mustafa schlug ein und wiederholte laut: „Allah itschün.“

Somit war Mustafa mein Haus-, Hof- und Feldwächter. Und ich muß ihm, trotz allem, was sich in der Folge ereignete, das Zeugnis ausstellen, daß ich niemals einen treueren, stets dienstfertigeren Diener gehabt habe als diesen einstigen Räuber Mustafa. Für ihn war nun die wichtigste Frage — die seiner Bewaffnung. Eine von meinen Flinten oder Büchsen wollte ich ihm natürlich nicht geben. Ich besaß aber noch eine alte Steinschloßflinte, die ich mal einem abgeschossenen Räuber abgenommen und als Andenken aufbewahrt hatte. Als ich diesen vorfindtlichen Schließrüssel mit dem langen Lauf und dem riesigen Kaliber Mustafa überreichte, strahlte er vor Glück. „Genau solche Flinte habe ich jahrelang geführt“, rief er entzückt aus. — „Kann man denn damit auch etwas treffen“, fragte ich hohnlachend. Mustafa sagte nur: „Aber, Effendim!“ — „Ich gebe dir diese Flinte nur, damit du dir nachts die Wölfe vom Leibe halten kannst“, ermahnte ich ausdrücklich. Mustafa lächelte nur wieder.

Er trat seinen Dienst an. Morgens früh war er der erste auf dem Hof, beim Eintreten der Dunkelheit sah ich ihn um das Gehöft schleichen, auch nachts hörte ich ihn oft vor dem Hause und im Garten. Aber dann verschwand er auch manchmal auf mehrere Stunden. Einmal hörte ich mitten in der Nacht in meinem großen Walde einen Schuß fallen. In der lautlosen Stille der nächtlichen Stille konnte ich, da ich stets bei offenen Fenstern schlief, jedes lautere Geräusch auf kilometerweite Entfernungen hören. Als ich Mustafa am nächsten Morgen fragte, ob er in der Nacht einen Schuß gehört habe, antwortete er ruhig: „Jawohl, Effendim, der Schuß ist wohl jenseits der Grenze gefallen; vielleicht hat dort ein Hirte auf Wölfe geschossen.“ Das klang alaubwürdig und ich gab mich damit zufrieden. Einige Wochen später fiel wieder um Mitternacht da drüben ein Schuß. Auf Befragen gab Mustafa dieselbe Antwort, wie das erstemal. Noch ein drittes Mal — derselbe Fall! Wie oft dahinten im Walde noch Schüsse gefallen waren, von denen ich nichts gehört, konnte ich natürlich nicht wissen.

Eines Abends spät trat Mustafa bei mir ein, gab mir das Gewehr zurück und sagte: „Effendim, möge Allah Ihnen tausendfach vergelten, daß Sie mich aufgenommen und mir ein Gewehr in die Hand gegeben haben. Aber jetzt muß ich fort von hier. Noch in dieser Nacht! Und Sie sollen nie wieder etwas von mir hören.“ — „Was ist denn vorgefallen, Mustafa?“ — „Vorgefallen? Nichts! Aber meine Arbeit hier ist getan. Jetzt muß ich verschwinden.“ — „Mustafa“, rief ich ihn an, „du hast wohl Menschen gemordet!“ — „Nein, Effendim, ich habe nur berechnete Rache geübt!“ Noch bevor ich etwas erwidern konnte, drückte er mir die Hand. „Allah ısmarladık!“ („Seien Sie Gott befohlen!“) waren seine letzten Worte — dann war er für immer verschwunden.

Saisonkampf.

Von Carel Burbach.

Sie hatte geseht, geschmeichelt, geseufzt, geweint, die Hände gerungen, mit den Füßen gestampft — vergeblich! Er war standhaft geblieben und unerschütterlich. Sie begriff nicht, wie es kam, daß das Resultat ihrer Bemühungen so anders war als in den vorigen Jahren, da sie doch die Vorbereitung genau auf die gleiche Weise getroffen hatte. Und doch hatte sie ihn verloren — den Kampf um das Abendkleid. Zum mindesten schien er sich nach dem letzten Wortgefecht als Sieger zu fühlen. Sie jedoch hatte es

immer noch nicht aufgegeben und betrachtete diese Periode mehr als einen Waffenstillstand.

Bereits dreimal hatte sie es abgelehnt, ihn auf einem Ausgang zu begleiten. Sie hatte ja nichts anzuziehen. Er war ruhig allein gegangen. Heute aber mußten sie zusammen den Hausball der Familie Clarson besuchen. Sie wollte auch mitgehen — aber nicht in dem alten Kleid, waren am Morgen die Abschiedsworte gewesen, die sie ihm nachgerufen hatte. Er hatte die Äpfel gezuckt und die Tür hinter sich zugesehnen, nicht einmal laut zugeworfen, wie sie erwartet hatte.

Ein Viertel nach Fünf kam er nach Haus, doch etwas neugierig. Sie aßen zu Abend, in beredetem Schweigen, und gingen dann auf ihre Zimmer, um sich umzuziehen. Er stand unten und wartete. Plötzlich erschien sie, rauschend, in einer funkelnagelneuen Toilette aus kostbarem, weichem, nilgrünem Seidenstoff, abgesetzt mit Schwanenflaum, schick, modern, apart. . . Er erblakte, bis sich auf die Unterlippe.

„Wie kommst du zu dem Kleide?“

„Das ist meine Sache.“

Zwei Schritte näher: „Von wem hast du das Kleid?“

„Nicht von dir . . . und laß mich gefälligst los, es muß länger halten.“

Er wich zurück, beherrschte sich. Die Zeit drängte, sie wurden erwartet. Schweigend fuhren sie zu Clarsons, aber in ihm wühlten die Gedanken: Wie kam sie zu dem wundervollen Kleid? Woher in aller Welt . . . sie hatte keinen Pfennig, er wußte es. Gesehen — unmöglich, Freundinnen verleihen solche Kleider nicht. . . Also von wem in Teufels Namen? Er mußte dahinterkommen!

Am nächsten Morgen gegen neun Uhr. Kein Wort war bis dahin zwischen ihnen gewechselt worden. „Aus welchem Geschäft stammt das Kleid?“ fragte er schroff.

„Maison Jacques“, antwortete sie prompt. Es war das Haus, in dem sie zu kaufen pflegte. Er nahm das Telefon zur Hand und ließ sich mit Maison Jacques verbinden.

„Hallo, hier Berfield, ich wollte fragen, ist das Kleid, das Sie gestern geliefert haben, schon bezahlt? Nein? Gut, dann schicken Sie mir die Rechnung noch heute vormittag, heute, jawohl!“ Dann hatte er zum mindesten verhindert, daß ein anderer ihre Toiletten bezahlte. „So, und nun werden wir mal sehen, wer dir Geschenke zu machen mag.“

„Hättest du das nur auch gleich gefragt“, sagte sie dreist.

„Das ist mir zu delikat für eine telefonische Behandlung, ich gehe selbst hin!“ antwortete er.

Verächtlich warf sie die Oberlippe auf.

Eine halbe Stunde später saß er in dem Bureau von Maison Jacques der Direktrice gegenüber und verlangte die Rechnung. „Aber, verehrter Herr Berfield, das hat ja gar nicht so große Eile“, erwiderte beflissen die würdige Dame. Er hörte kaum zu, nahm aus seinem Portefeuille zwei Banknoten, neigte sich dann plötzlich zu ihr und sagte: „Wer — wer hat gestern das Kleid gekauft, die Wahrheit, bitte!“

„Das Kleid wurde überhaupt nicht gekauft, Herr Berfield, Ihre Frau Gemahlin hatte darum gebeten, es ihr zur Ansicht zu schicken. Es freut mich übrigens sehr, daß sie es behält.“

Zwei Straßen weiter merkte er erst, daß er etwas trampfhaft in seiner rechten Hand hielt. Es waren vier zerknitterte Zehngulden Scheine, die ihm die Direktrice bei der Bezahlung herausgegeben hatte.

(Übertragen von Willi Blochert.)

Der Tiger auf dem Hochsitz.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Ferd. Colshorn.

Ein englisches Ehepaar, Herr Smithies und Frau, beide leidenschaftliche Großwildjäger, hatte sich zur Tigerjagd in den Bezirk Baidwani begeben. Eines Nachts erhielt es die Meldung, daß ein Tiger ganz in der Nähe ein Kalb gerissen habe. Am nächsten Morgen wurde das fragliche Gebiet von einer Treiberkette umstellt, nachdem Smithies für sich und seine Frau je einen Hochsitz an geeigneten Stellen hatte anlegen lassen. Der von Frau Smithies besetzt war in der ersten Gabelung eines hohen, anderthalb Meter im Umfang messenden Baumes, etwa fünf Meter über dem Boden.

Das Treiben hatte kaum begonnen, als man das wütende Gerauschen eines Tigers hörte. Schon wenige Minuten später sah Smithies das Raubtier aus dem Markalaras hervorbekommen. Er feuerte, fehlte jedoch, und der Tiger sprang mit einem Satz in die Deckung zurück. Bald darauf erreichten die Treiber das Grasstück, worauf der beunruhigte Tiger wieder sichtbar wurde. Laut brüllend kam er in großen Säben zum Vorschein. Ein zweiter Schuß des Jägers vom Hochsitz aus ging gleichfalls fehl, dagegen hatte Frau

Smithies besseren Erfolg; ihre Kugel traf den Tiger am Spinnen breit über dem Herzen, dicht unterhalb der Wirbelsäule. Der Tiger überschlug sich und blieb einen Augenblick still liegen. Dann aber sprang er unter fürchterlichem Gebrüll wieder auf, erblickte die glückliche Schützin in ihrem Hochsitz und stürzte in gewaltigen Säben auf sie zu. Die große Käse versuchte den Baum zu erklimmen, den sie mit den Vorderpranken nahezu umfaßte. Es gelang ihr auch bis unmittelbar an den Sitz zu gelangen, an den sie sich mit Klauen und Zähnen anklammerte. Frau Smithies verlor trotz der Gefahr keinen Augenblick ihre Kaltblütigkeit; sie richtete sich auf, stieß der wütend fauchenden Käse ihre Büchse in den Rücken — die Spuren der furchtbaren Zähne waren nachher deutlich am Lauf erkennbar — und drückte ab. Aber die Büchse versagte, der Schuß ging nicht los. Der Tiger hatte sich inzwischen immer weiter an den Hochsitz herangearbeitet, auf dem er jetzt mit etwa zwei Drittel seines Körpergewichts ruhte, während er sich nur mit den Hinterläufen an den Baumstamm angeklammert hielt. Unter dem Gewicht des Tieres und infolge seiner heftigen Bewegungen schwankte der Stand heftig hin und her, und die Folge war, daß Frau Smithies das Gleichgewicht verlor und kopfüber an dem Tiger vorbei auf den Boden stürzte. Dieser beachtete jedoch ihr Verschwinden gar nicht, seine ganze Wut richtete sich gegen den Hochsitz, den er mit seinen Zähnen bearbeitete. Wie sich später herausstellte, hatte er die dicken Äste fast durchgebissen.

Herr Smithies hatte von seinem Plaze aus alles mit ansehen müssen. Bei einer hastigen Bewegung waren seine Patronen zur Erde gefallen, so daß er nur über jene zwei Schüsse verfügte, die er noch im Magazin hatte. Aber auch von diesen konnte er zunächst keinen Gebrauch machen, da er befürchten mußte, anstatt des Tigers seine Frau zu treffen. Als diese nun von dem Hochsitz heruntergefallen war, bot sich für den Jäger die Möglichkeit, einzugreifen. Die erste Kugel streifte den Tiger nur, die zweite saß richtig. Mitten ins Herz getroffen stürzte das Raubtier krachend zur Erde, wo es am Fuße des Baumes tot liegen blieb. Einige bange Augenblicke folgten. Das hohe Gras verbarg den Tiger, von dem man nicht wissen konnte, daß er tödlich getroffen war. Es verbarg aber auch gleichzeitig Frau Smithies, die in nächster Nähe des Tigers liegen mußte. Indessen erwiesen sich alle Befürchtungen als grundlos. Frau Smithies hatte den Fall glücklicherweise überstanden, sich schließlich aufgerafft und schleunigst dahin begeben, wo sie die Jagdelefanten vermutete. Dicht hinter sich hörte sie den Tiger zur Erde fallen, ebenfalls ohne zu wissen, daß er tot war, so daß sie jeden Augenblick darauf gefaßt war, von ihm veroligt und zu Boden gerissen zu werden. Doch sie erreichte unbehelligt den ersten Elefanten, von dem aus man den Verlauf der Jagd beobachtet hatte, so daß sie sich jetzt in Sicherheit fühlen konnte.

Der Tiger maß nahezu dreieinhalb Meter Länge. Wie die Untersuchung zeigte, hatte er drei Kugeln erhalten, von denen eine das Herz durchbohrt und den Tod herbeigeführt hatte. Das Ehepaar Smithies kehrte alsbald nach Bombay zurück; an weiteren Tigerjagden hatte es jedoch den Geschmack verloren.

Silbenrätzel.

Aus den Silben: bal — bein — bel — burg — cre — de — e — el — el — en — fe — fen — ge — gie — ha — he — hi — hun — i — id — il — iest — kel — kon — ler — lot — meer — mo — mul — na — na — ne — ni — non — o — o — rat — ru — schaum — se — se — sel — spa — te — tres — u — un — vel — voh — win — sie sind 23 Worte zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Satz ergeben, dessen Bedeutung aktuelle Bedeutung hat. Bedeutung der Worte: 1. Märchenwesen. 2. Europäisches Königreich. 3. Gebäudeteil. 4. Nebenfluß der Donau. 5. Gebäudeteil. 6. Uniformbesatz. 7. Nordgermanische Göttin. 8. Gestein. 9. Nebenfluß der Elbe. 10. Schnitzbare Masse. 11. Nagetier. 12. Sinnesorgan. 13. Staat der Vereinigten Staaten von Amerika. 14. Italienische Provinz. 15. Nebenfluß der Elbe. 16. Haustier. 17. Empfindung. 18. Stadt im Regierungsbezirk Düsseldorf. 19. Kurort am Teutoburger Wald. 20. Einhufer. 21. Seemann. 22. Stadt im Regierungsbezirk Osnabrück. 23. Nachtschmetterling.

Auflösung des Kreuzworträtzels in Nr. 13: Wagerrecht: 1. Betel. 7. Senegal. 14. Store. 16. Kiege. 17. Greis. 18. Erich. 19. Andra. 20. Eisenbahn. 21. Stute. 22. Salsa. — Senkrech: 1. Brei. 2. Eins. 3. Tee. 4. Ege. 5. Year. 6. Aga. 7. Sekunde. 8. Libanon. 9. Ehe. 10. Bar. 11. Reh. 12. Riß. 13. Afta. 14. Satt. 15. Thea.